

Die Herrin von Dombrowa

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 № 15. 1895.

Die Herrin von Dombrowa. Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Wenn Bertrand erwartet haben möchte, mit seiner Logik den Doktor Musin in Verlegenheit zu bringen, so sah er sich gründlich getäuscht.

Gleichmüthig antwortete dieser: „Ich hatte nichts Anderes in Händen, als den Brief des Comptoir d'Escompte, in welchem diese Angaben

standen. Der damalige Maire war mein Freund, und da ich jenen Schein bedurfte, um Ihre Aufnahme im Institut Ste. Clotilde zu erlangen, so fertigte er ihn auf mein Ersuchen aus.“

„Das ist doch eine unerhörte Willkürlichkeit!“ stieß wahrhaftig entrüstet Bertrand hervor. „Da muß man ja jeden Glauben an die Gewissenhaftigkeit der Behörden verlieren.“

Der alte Notar lächelte. „Was wollen Sie! Wenn nichts weiter vorkäme, als solche kleine

Gefälligkeiten, dann könnte man wohl zufrieden sein.“

Bertrand vermochte noch immer nicht recht zu fassen, daß auch seine letzte Hoffnung, die Spur der Wahrheit zu finden, vernichtet sei.

„Sie besaßen also wirklich keine anderen Zeugnisse über meine Herkunft, als den Brief eines Bankhauses — mit einer unleserlichen Unterschrift natürlich?“

„Durchaus nichts Anderes,“ bekräftigte der



Freilassung einer Sklavin im alten Rom: Unterschreibung des Freibriefes. (S. 115)

Notar. „Sie sehen ja, daß es für mich genügt, um Ihnen amtliche Ausweise zu verschaffen.“

„Und glauben Sie — ich bitte Sie inständig, mir endlich die Wahrheit zu sagen — glauben Sie, daß alle Angaben dieses Briefes richtig waren?“

Herr v. Bertrand neigte sich ganz vor, um dem alten Manne in das Auge sehen zu können, der dem forschenden Blicke jedoch keineswegs auswich.

„Wenn ich aufrichtig sein soll — nein,“ gab Jener ruhig zur Antwort.

„Und hielten Sie es nicht für Ihre Pflicht, die volle Wahrheit zu verlangen? Sie, als Ehrenmann, der auf das Vertrauen, das die Welt in seine Rechlichkeit setzte, so stolz war!“

„Nein! Es war nicht meine Pflicht, und hätte vor Allen nichts genügt. Man hätte mir die Wahrheit einfach nicht gesagt, und ich hatte kein Recht, Dingen nachzuforschen, die das Geheimniß Anderer waren.“

„Wenn aber diesem Geheimniß Beweggründe verbrecherischer Natur zu Grunde gelegen hätten?“

Der Greis versuchte sich aufzurichten, und seine welken Züge schienen für einen Augenblick wieder einen männlichen Ausdruck zu gewinnen. „Vergessen Sie nicht, junger Freund, daß es besser ist, wenn eine Schuld verborgen bleibt, als daß sie an's Licht gebracht werde, um Unschuldigen Schande und Kummer zu bereiten. Was immer die Ursache gewesen sein mag, daß man Sie in fremde Hände gab, unter fremdem Namen vielleicht, mit falschen Angaben die Spur, die in Ihre Heimath leiten konnte, verwischend, so war man doch bemüht, das Unrecht, das damit begangen wurde, möglichst zu jähnen. Sie haben keine Familie, Sie brauchen aber auch keiner solchen sich zu schämen; auf den Namen, den Sie tragen, fällt kein Schatten, den ein Anderer wirft; in Ihrer Macht allein liegt es, ihm Achtung und Ansehen zu verschaffen, und keine zweite Hand kann ihn beslecken.“

Doktor Aulin legte sich erschöpft in seinen Stuhl zurück, die lange Rede hatte ihn angegriffen.

„Sie betrachten es demnach als einen Vortheil für mich, wenn ich in Unkenntniß bleibe? Wollen Sie damit andeuten, daß Sie an das Vorhandensein einer — Schuld glauben?“

„Ich sprach nur aus, was die Erfahrung mich lehrt — Nichtwissen ist oft besser als Wissen. Glauben Sie mir! Ich habe es an mir selbst erprobt.“ Und wie von schmerzlichen Erinnerungen überwältigt, fuhr er mit zitternder Hand über die gefurchte Stirne.

Der junge Mann erhob sich. Noch eine letzte Frage wollte er stellen. „Der Direktor der Bank erklärte mir, meine Rente sei von Frankfurt aus angewiesen worden. Glauben Sie, daß ich dort etwas erfahren könnte?“

„Sicher nicht! Jene, welche das Geheimniß hüten wollten, werden vorgesorgt haben, daß in Frankfurt ebensowenig zu erfahren sein wird, wie in Paris.“

Der Schluß war logisch, und Bertrand sah dies ein. Mit herzlichen Worten verabschiedete er sich von dem Alten.

„Ich bin so hinfällig,“ meinte dieser wehmüthig, „daß ich nicht mehr sagen darf: auf Wiedersehen!“

Der junge Mann drückte ihm schweigend die Hand, er vermochte nicht, wie es höfliche Sitte ist, zu widersprechen, denn seiner Ueberzeugung nach gab es kein Wiedersehen, nur würde, wie er dabei dachte, die Ursache bei ihm liegen.

3.

In einem großen Gemache, angefüllt mit seltsamen Gefäßen aus Glas und Metall, mit eigenartigen Defen und Schränken voll Fläschchen und Tiegeln, hantirte ein Mann, der ver-

gnügt eine lustige Melodie pfliff, während er ab und zu eine große Retorte betrachtete, aus welcher gelbliche Dämpfe durch den langen Hals in einen Glasballon strömten, der in einem Wasserbade stand.

Ein übermäßig langer grauer Kittel, wie ihn Maler zu tragen pflegen, verhüllte den Körper; der Kopf aber paßte ebenso wenig zu der Umgebung, wie zu dem Anzuge; das sorgfältig gekräufelte Haar, der wohlgepflegte Spitzbart, der goldene Kneifer auf der Nase wiesen eher auf einen Mann des Salons, als auf einen Gelehrten von Beruf.

In der That war Baron Daubrac nur Chemiker aus Liebhaberei. Verpufften Andere ihr Vermögen auf den Rennplätzen oder in Spielsälen, so ließ er sein Gold in Dämpfen und Gasen aufgehen, allerdings, um der Wahrheit getreu zu bleiben, nur den kleineren Theil, er behielt noch immer genug übrig, um Alles mitzumachen, was der gute Ton der Gesellschaft vorschrieb.

Er fand nun einmal Vergnügen daran, einige Stunden täglich in seinem Laboratorium zu verbringen und dort Versuche anzustellen. Er betrieb dies nicht planlos, sondern mit dem vollen Ernste eines wissenschaftlichen Mannes, der in seinem Fache gut Bescheid weiß, und er hatte auch zu seinem großen Vergnügen einige Male den Triumph genossen, daß er mit Entdeckungen den Gelehrten der Universität zuvor gekommen war. Zeitschriften für Chemie zählten ihn mit Stolz unter ihre Mitarbeiter, und unter den Fachgenossen gründete sein Ansehen sich darauf, daß er eine chemische Verbindung mit einem unaussprechlich langen Namen hergestellt hatte, welche für Farbenfabriken — wie die Einen sagten, oder für Weinfälscher, wie spöttische Freunde behaupteten — großen Werth besitzen sollte.

Baron Daubrac maß eben die Temperatur des Wasserbades, als die Thüre sich öffnete. Er wandte sich nur halb um, und während er die Zehntelgrade auf dem Thermometer ablas, sagte er, die eine Hand dem Besucher entgegenstreckend: „Du bist's, Bertrand! Willst Du mich zu einem Frühstück abholen?“

„Nein; ich komme, Dich um eine Gefälligkeit zu bitten,“ entgegnete etwas zögernd Bertrand. „Ei, sieh mal, eine Gefälligkeit! Und wie Du ernst aussiehst! Laß hören, was es gibt. Brauchst Du Geld oder einen Zeugen?“

„Keines von beiden, sondern etwas aus Deiner Apotheke da.“

Baron Daubrac blinzelte über den Rand des Kneifers hinweg den Freund an.

„Ah! Du kommst zu dem Chemiker! Was brauchst Du? Ein Medikament für Deinen Weinkeller, oder hast Du Ratten im Hause?“

„Nein, ich möchte ein Gift haben, ein starkes Gift, das rasch tödtet. Weißt Du, so eines, das wie der Blitz niederstrekt.“

„So, ein Gift also!“ Baron Daubrac schüttelte den Kopf.

„Meine Dogge ist heute früh überfahren worden,“ fuhr mit auffallender Hast Bertrand fort, indem er mit einer seltsamen Unruhe bald dies, bald jenes Geräth betastete, „mich dauert das Thier, es leidet Schmerzen, und wenn auch der Schaden vielleicht wieder heilen würde, es bliebe doch verstümmelt. Und da dachte ich, das Beste wäre, den Leiden ein rasches Ende zu machen. Du hast ja wohl ein schmerzlos tödtendes Mittel —“

„Das niederwirft wie der Blitz, in einer Sekunde, ohne Zucken,“ ergänzte Daubrac, indem er rüchlings an einen Tisch gelehnt, den Freund beobachtete. „Deiner Dogge gilt's! Hm, ich glaube Cäsar heißt das Thier, nicht wahr?“

„Ja, Cäsar,“ gab Bertrand zur Antwort, blickte jedoch nicht auf.

„Nun, dieser Dogge — sie ist silbergrau, nicht wahr — soll geholfen werden, den letzten Sprung zu machen. Schmerzlos natürlich!“

Daubrac hatte aus einem der Schränke ein Fläschchen genommen, in welchem sich ein gelbliches Mehl befand, und betrachtete es aufmerksam gegen das Licht.

Dann reichte er dasselbe Bertrand hin, der hastig darnach griff.

„Eine Messerspitze voll, in einem Löffel Wasser aufgelöst, genügt, um zehn Doggen von ihrem Hundeleben zu erlösen. Wenn Dein Cäsar auf Bordeaux abgerichtet ist, kannst Du ihm das Pulver in Wein anrühren. Es schmeckt dann besser.“

„Glaubst Du?“ erwiderte Bertrand zerstreut, und Daubrac lächelte.

„Sicher, wenn der Patient Bordeaux vorzieht, weshalb soll man ihm diese letzte Günst versagen. Nimm Bordeaux!“

Bertrand merkte gar nicht den seltsam spöttischen Ton, in welchem sein Freund dies Alles sprach.

„Weißt Du,“ fuhr dieser fort, „diese Mischung ist von mir erfunden und hat den Vortheil, daß man volle zehn Minuten nichts verspürt, rein gar nichts; sind die zehn Minuten vorüber, dann freilich schlägt's wie der Blitz ein, man fällt um und ist todt wie ein Pflasterstein. Die zehn Minuten kann man benutzen, wenn man vielleicht in der Eile vergessen hätte, das Testament zu machen, oder wenn man einer ungetreuen Dame noch eine erschütternde Strafpredigt halten will. Besonders in solchen Fällen wäre die dramatische Wirkung überwältigend —“

Bertrand unterbrach den Redefluß des Freundes, indem er diesem die Hand zum Abschied entgegenstreckte. „Ich danke Dir für Deine Gefälligkeit,“ sagte er einfach.

„Ich würde Dich einladen, mit mir frühstücken zu gehen, aber ich sehe, das Schicksal Deiner armen Dogge läßt Dir keine Ruhe. Geh' also; in zwei Stunden werde ich Dich besuchen, um mir über die Wirkung meines Mittels Bericht erstatten zu lassen. Du begreifst, daß ich ein Interesse daran habe, wie die Probe meiner Erfindung ausfällt.“

Die beiden Männer drückten sich die Hände, der Eine ernst und schweigend, der Andere mit lächelnder Miene.

Als hinter Bertrand sich die Thüre geschlossen hatte, sah Daubrac wieder nach seiner Retorte. „Natürlich ist's mißlungen,“ brummte er, „bei solchen Arbeiten soll man nicht gestört werden. Nun, es hat Zeit für ein andermal.“

Er ging zu einem Waschtische, um seine Hände zu reinigen und mit wohlriechenden Wässern den Geruch der Säuren und Salze zu beseitigen. „Der gute Bertrand! Was ihn nur betroffen haben mag, daß er von der Welt Abschied nehmen will? Hm, es muß etwas Besonderes sein! Wenn ich mir nur denken könnte, was?“ Dann lachte er still vor sich hin, daß die weißen Zähne der ganzen Reihe nach sich zeigten. „Wie ungeschickt er seine Fabel vorbrachte! Hat nie einen Hund besessen und erzählt mir von einer Dogge; läßt sich von mir einreden, daß das Thier silbergrau sei und Cäsar heiße; sonst wäre er schon in Verlegenheit gerathen, wenn ich ihn gefragt hätte, wie er seine Dogge rufe. Ich wette, es wäre ihm nicht einmal ein vernünftiger Hundename eingefallen, oder er hätte seiner Dogge Wollhaare und Pudelhohren angelogen.“

Der Chemiker warf jetzt den Arbeitskittel auf den Tisch und zeigte sich in tadellosem Straßenanzuge. „In zwei Stunden will ich zu ihm gehen, ich habe also Zeit, ruhig zu frühstücken.“ Er ordnete vor einem kleinen Spiegel sein Halstuch. „Bertrand hat eine kräftige Natur und so dürfte ihm das Teufelszeug nicht schaden; freilich, um die Leibscherzen

ist er nicht zu beneiden, und er wird daran denken, so lange er lebt, wie ich hoffe, ziemlich lange. Wenn ihm die Höllepein nicht alle Todesgedanken durch die Poren auschwitzt läßt, will ich mich selbst verdammen, die zweite Dosis zu nehmen! Und dann soll er mir bekennen! Ich meine, auf der chemischen Folterbank, die ich ihm da bereitet habe, wird er wohl beichten. Für alle Fälle will ich aber ein krampfstillendes Mittel mitnehmen; der Arme soll mir nicht zu viel leiden."

Vergnügt und befriedigt über den Streich, den er dem Freunde gespielt hatte, verließ Baron Daubrac sein Laboratorium, nun ganz Weltmann, der dem Genuße nachjagt; mit dem Kittel hatte er auch sein gelehrtes Wesen abgelegt.

4.

"George, bringen Sie mir eine Flasche Bordeaux — und ein Löffelchen!" rief Bertrand dem Kammerdiener noch nach, als dieser schon unter der Thüre stand.

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und suchte Briefumschläge hervor. Er stellte zu den Rechnungen die erforderlichen Anweisungen aus und steckte sie in die Briefumschläge, welche er überschrieb. Abschiedsbriefe an seine Freunde zu schreiben, fiel ihm nicht ein. Wozu auch? Sollte er ihnen sagen, was sie ja ohnehin erfahren würden, wenn das Gericht seinen Nachlaß untersuchen und feststellen wird, daß nichts vorhanden sei. Oder sollte er gefühlvolle Redensarten niederschreiben, damit die Tagesblätter sie veröffentlichen? Dazu war er nicht geschaffen.

George brachte den Wein, in einem geschliffenen Krysalloglase klapperte der Silberlöffel, lautlos zog sich der Diener wieder zurück.

Der junge Mann nahm das Fläschchen hervor, schüttete das Pulver in das Glas und goß den Wein darüber. Vorsichtig wollte er noch einige Minuten warten, damit sich der tödtliche Stoff ja vollkommen löse.

Plötzlich schreckte ihn ein Poltern in einem Nebenzimmer auf. Obwohl ihm ja im Grunde hätte gleichgiltig sein sollen, was jetzt noch auf der Welt geschähe, so trieb doch die Neugierde ihn an, nachzusehen. Im zweiten Zimmer fand er einen Mann, der eben daran war, eine umgestürzte Leiter wieder aufzurichten.

"Was machen Sie da?" fragte Bertrand.

Der Mann, welcher erkannte, daß er den Herrn des Hauses vor sich habe, grüßte höflich. "Ich bin der Tapezierer," erklärte er, "die Leisten oben an der Decke waren abgesprungen, und ich war herbestellt, den Schaden auszubessern."

"Sie sind gestürzt; haben Sie sich verletzt?" fragte freundlich Bertrand.

"Auf dem glatten Boden glitt die Leiter aus, ich konnte noch rechtzeitig herabspringen, als ich es merkte, und so lief es gut ab."

"Sie hätten sich schlimm beschädigen können!"

"Nun, darauf muß Unsereiner gefaßt sein; freilich ist's hart, wenn es Einen trifft, besonders wenn man Weib und Kinder daheim hat."

"Viele Kinder?"

"Meine eigenen sind nur fünf, aber ich habe noch für die zwei meiner Schwester zu sorgen, deren Mann vom Thurm gestürzt ist, und die aus Entsetzen darüber im Wochenbett starb."

"Sie haben also für neun Personen den Lebensunterhalt zu beschaffen?" meinte etwas verwundert Bertrand. "Da müssen Sie wohl ein gutes Einkommen haben."

"Bier Franken täglich; wenn die Geschäfte gut gehen, auch fünf."

"Und damit reichen Sie aus?"

"Es muß wohl reichen. Ich bin ohnehin gut daran, daß mein Herr mich auch in der stillen Zeit behält, Andere müssen oft Wochen lang feiern. Wenn ich nur immer Arbeit habe, mehr wünsche ich nicht."

"Wenn ich nur immer Arbeit habe, mehr

wünsche ich nicht," wiederholte Bertrand im Stillen. Seltsam ergriffen ihn diese schlichten Worte.

"Ja, wenn alle Leute nur wüßten, wie schrecklich das ist, wenn es heißt: es gibt keine Arbeit," plauderte der Mann weiter, der inzwischen die Leiter wieder aufgerichtet und bestiegen hatte, um die letzten Nägel in die Goldleisten zu schlagen. "Ich glaube, das Sterben ist nicht so entsetzlich, als den Jammer anzusehen, wenn Weib und Kind hungern, weil der Mann feiern muß."

"Die Arbeit ist doch eine schwere Mühe."

"Nun ja, man muß sich wohl plagen, aber schließlich wird man es so gewohnt, daß man seine Freude daran hat, wenn man recht schaffen muß. Dann schmeckt Einem auch Ruhe und Essen und man schläft gut."

"Sie sind also mit Ihrem Loose zufrieden?"

"Warum sollte ich unzufrieden sein? So lange ich gesund bin und arbeiten kann, habe ich, was ich und die Meinen brauchen."

"Würden Sie nicht vorziehen, auch in einer solchen Wohnung zu leben, wie ich?" forschte Bertrand.

"Wenn es mir bestimmt wäre, nun — ich hätte ja nichts dagegen. Aber die Sache hat auch ihren Haken. Ich bin in meinen Geschäften schon in allerlei vornehme Häuser gekommen und habe da Manches gesehen. Mir scheint es aber, als ob es da bei Weitem nicht so viel vergnügter Gesicht er gäbe, als in meinem Viertel, wo wir Arbeiter wohnen, die unser leidliches Auskommen haben."

"Es gibt aber viel Elend unter der Arbeiterschaft."

"Gewiß, wenn es keine Arbeit gibt."

"Arbeit! Arbeit! Immer wieder dieses Wort, welches Bertrand so eigen berührte. Umschloß dieses Wort wirklich jenes Zaubermittel, welches das Dasein erst zum Leben erhebt?"

Der Mann hatte seine Arbeit beendet, er nahm die Leiter auf und steckte mit höflichem Danke das Zweifrankstück ein, welches ihm Bertrand als "kleine Entschädigung für den Schrecken" in die Hand gedrückt hatte.

Während der genügsame Tapezierer draußen vergnügt über das gute Trinkgeld die Treppe hinabließ, um noch rechtzeitig heim zum Mittagessen zu kommen, schlich Bertrand nachdenklich in sein Wohngemach zurück, wo auf dem Schreibtische der Todestrank seiner harrete.

Es war ihm, als sähe er die Welt in einem ganz neuen Lichte, oder mit anderen Augen. Die schlichte Rede des Mannes, der den Angelpunkt seines ganzen Lebens in der Arbeit fand, alle Freuden und Leiden von dieser abhängig machte, hatte ihn tief ergriffen. Dieser Arbeiter, nicht halb so kräftig wie er, und nicht den hundertsten Theil der Kenntnisse besitzend, die er sein eigen nennen durfte, dieser Arbeiter, der im Grunde nur seine zwei Häufte besaß als Waffen im Kampfe um das Dasein, unterhielt neun lebende Wesen, und er wollte nicht einmal wagen, sich selbst aus eigener Kraft zu erhalten!

Bertrand fühlte mehr diesen Gedanken, als daß er ihm klar vor der Seele stand; er empfand, daß er einen falschen Schritt zu thun sich anschickte, ohne sich dessen voll bewußt zu sein, worin das Unrechte läge.

In Wahrheit war es verzeihlich, wenn er nicht früher an Dinge gedacht hatte, die seinem Ideenkreise fern lagen, weil ihm nie Anlaß geboten war, sich mit ihnen zu beschäftigen. Weder dem Knaben noch dem Jünglinge war es gesagt worden, was die Arbeit für die Menschheit bedeute. Er hatte ihrer nicht bedurft, denn ihm flossen ja die Mittel reichlich genug, um leben zu können, wie er wollte. Wohl wußte er und sah es, daß rings um ihn die Menschen arbeiteten, er hatte aber diese alltägliche und gewöhnliche Erscheinung als etwas

Selbsterständliches hingenommen, das nun einmal so eingerichtet sei; das "Warum" hatte ihn nicht bekümmert. Er betrachtete es nicht anders, als ob diese Leute sich zum Vergnügen beschäftigten, wie er seine Zeit im Vergnügen hinbrachte, denn auch das, was er gelernt hatte, war ja aus Lust daran erworben. Nun war plötzlich der Schleier gerissen, welcher die Wahrheit und Wirklichkeit ihm verhüllt hatte. Die Gluth der Scham stieg ihm zur Stirne empor, als ihm der Gedanke aufdämmerte, er wolle handeln wie ein Feigling.

Damit war auch entschieden, was er nun thun müsse. Furchtlos und unbedenklich, wie ein Kind, das Gefahr und Entsetzen nicht kennt, wäre er dem Tode entgegengegangen; nun aber, da er sich sagte, daß diese Furchtlosigkeit in Wahrheit Furcht sei, mußte er leben.

"Auch ich werde arbeiten," sagte er vor sich hin. Er blieb auch jetzt dem Kinde gleich; der Entschluß war gefaßt, ohne daß er gewußt hätte, was Noth, was Plage und Mühe sei; er wollte arbeiten, über das Was und Wie dachte er nicht weiter nach.

Sein Diener George hatte die Thüre geöffnet, um einen Besucher einzulassen, der das Recht besaß, unangemeldet einzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Freilassung einer Sklavin im alten Rom.

(Mit Bild auf Seite 118.)

Wie alle Staaten des Alterthums war Rom ein Sklavenstaat. Herbeigeschafft wurden die ungeheuren Mengen von Sklaven theils durch Piraten und Sklavenhändler, theils durch die Kriege, denn jeder Kriegsgefangene wurde als Sklave verkauft. Es kam nicht selten vor, daß ein Sklave oder eine Sklavin wegen geleisteter Dienste freigegeben wurde, indem man ihnen vor der dazu bestimmten Behörde einen Freibrief ausstellte. Unser Bild auf S. 118 veranschaulicht die öffentliche Freilassung einer Sklavin. Rechts sitzt der Prätor mit dem Stabe in der Hand. Die Herrin ist eben im Begriff, den Freibrief zu unterzeichnen, während der Haushofmeister mit der Hand auf die Sklavin deutet, der die Freilassung gilt. Freunde, Klienten und Schmarotzer, die stets die vornehmen Römer oder Römerinnen auf ihren Ausgängen begleiteten, füllen die Vorhalle.

Das neue Kasino in Nizza.

(Mit Bild auf Seite 116.)

Unser Bild auf S. 116 gibt eine Ansicht von dem prächtigen neuen Kasino in Nizza, das sich an Stelle des 1883 niedergebrannten alten im Meere vor der berühmten Promenade des Anglais erhebt. An dem einem Endpunkte der letzteren führt eine eiserne Gallerie (Jetée) in's Meer zu einer mächtigen Plattform mit dem hochragenden Kuppelbau, dem Festsaal und den Seitengebäuden, von deren Gethürmen man eine herrliche Aussicht genießt. Alle Räume des Innern sind äußerst luxuriös in orientalischem Style ausgestattet. Nachmittags spielt im Konzertsaal ein ausgezeichnetes Orchester, und Abends hat man die Wahl zwischen dem Theater, dem Ball- oder dem Spielsaal. Außerdem sind natürlich auch Restaurationsräume, Lesezimmer u. s. w. vorhanden. Ringsum führt eine bedeckte Promenade.

In der Berliner Bockbierbrauerei zur Bockbierzeit.

(Mit Bild auf Seite 117.)

Die Berliner Bockbierbrauerei, kurzweg "Der Bock" genannt, liegt auf einem Hügel dem Kreuzberge gegenüber. Wenn der Ausschank des Bockbieres begonnen hat, was gewöhnlich schon Ende Februar der Fall ist, dann bewegt sich an Sonn- und Feiertagen oft eine wahre Völkerwanderung (Skizze 1) durch die breite Bellealliancestraße nach jenem Ziele zu. Bald sind Säle und bei einigermaßen günstigem Wetter auch der Garten dicht mit durstigen Besuchern

gefüllt. Skizze 2 versetzt uns in den Hauptaal, wo gerade ein „M“ ausgeführt wird. Ein Musensohn in Schnürrock und Kanonensiefeln ist auf die Musikbühne geklettert und gibt auf einer riesigen Papptrumpete ein Pistonfelo zum Besten. Er bläst, bis er kirchroth im Gesicht wird, aber in Wirklichkeit befindet sich der Pistonbläser hinten zwischen den Musikern. Auch ein Silhouettenschneider (Skizze 4) übt — für 50 Pfennige das Porträt — seine Kunst in den Sälen aus. Skizze 3 läßt uns einen Blick in den Garten thun, in dem sich an sonnigen Tagen besonders um den Musikpavillon und die verschiedenen Buden eine bunte Menge drängt, die sich trotz des immerhin noch rauhen Windes das köstliche Bockbier trefflich munden läßt.

Maria Anna.

Erzählung von Leopold v. Sacher-Masoch.

(Nachdruck verboten.)

An einem sonnigen, echt florentinischen Frühlingstag stieg eine junge, schlanke Dame rasch die Stufen des Palazzo Pitti hinab, um in der herrlichen Wildniß des Giardino Boboli zu verschwinden.

Es war die Tochter des Großherzogs Leopold von Toskana, des würdigen Bruders des Kaisers Joseph II., welcher durch seine ebenso weise, als wohlwollende Regierung das kleine Land am Arno in einen, von der ganzen Welt bewunderten Musterstaat verwandelt hatte.

Die Prinzessin Maria Anna, der Liebling ihres Vaters, hatte die feine, geistvolle Stirne und die hellen, seelenvollen Augen desselben; ihre weiße Hautfarbe und der regelmäßige Schnitt ihres Gesichtes waren deutsch, dagegen verriethen die schlanke, geschmeidige Gestalt und das schwarze Haar die spanische Abkunft ihrer Mutter, der Großherzogin Maria Ludovika. Die reizende zwanzigjährige Fürstin trug ein bürgerliches Kleid von rosa Seide ohne Schleppe, einen sich weich anschmiegenden Mantel von grauem Atlaß, der mit Hermelin besetzt und gefüttert war, und einen großen Hut von rosa Seide mit weißer Feder.

Sie war noch nicht weit im Park dahin-



Das neue Kasino in Rizza. (S. 115)

geschritten, da theilten sich die Zweige eines immergrünen Strauches, und ein junger Mann, um wenige Jahre älter als sie, in der prächtigen Uniform der österreichischen Palatinahusaren, trat hervor und eilte auf sie zu. Es war Graf Ferdinand Wartensleben, seit zwei Monaten am Hofe zu Florenz, der auf einem der berühmten Maskenbälle der Arnostadt die schöne Prinzessin kennen gelernt und ihr Herz erobert hatte.

„Sie sind es!“ rief Maria Anna, während sie die Hände leicht auf seine Schulter legte, „o, wie danke ich Ihnen! Für Sie ist es ein Wagstück, eine ernste Gefahr, um das Herz einer Tochter Habsburgs zu werben. Ich habe nichts zu fürchten, Sie Alles!“

„Muß ich Ihnen wiederholen, Prinzessin,

daß das Leben ohne Sie für mich keinen Werth hat?“

„Ich weiß es,“ sprach Maria Anna und betrachtete ihn mit einer so unschuldigen, so innigen Freude, daß sein Herz noch mächtiger zu pochen begann. „Ich glaube Ihnen, und eben deshalb hat ich Sie um diese Zusammenkunft. Kommen Sie!“

Sie nahm mit einer energischen Bewegung seinen Arm und führte ihn rasch in den Wald hinein, zu dem hier der Park wurde.

„Sie haben Muth,“ sagte sie, „besitzen Sie aber auch die nöthige Unverzagttheit, um die Hand einer Habsburgerin, vielleicht bald einer Kaiserstochter, zu werben?“

„Ja, Prinzessin.“

„Gut, dann will ich heute noch mit meinem

Vater sprechen,“ fuhr sie fort. „Wenn mein Vater Nein sagt — und ich fürchte es fast —, dann wird man Sie vom Hofe entfernen, man wird Alles thun, Alles, was möglich ist, um unsere Herzen auseinander zu reißen. Werden Sie treu sein, unter allen Umständen treu bis in den Tod, wie ich?“

„Ja, das werde ich,“ erwiderte Wartensleben begeistert. „Ich schwöre es Ihnen, geliebte Herrin meiner Seele.“

„Ich danke Ihnen,“ versetzte Maria Anna mit leuchtendem Auge, leuchtend von dem doppelten Glanz der Freude und der Thränen; „ja, mein Ferdinand, Sie werden Wort halten. Dieser Blick, dieses ehrliche Antlitz lügen nicht.“

Dann legte sie die Hände auf seine Schultern und bot ihm die frisch rothen Lippen dar.



In der Berliner Bockbierbrauerei zur Bockbierzeit. (S. 115)

1. Die „Völkerverwanderung“ zur Bockbiererei. 2. Im Hauptsaale. 3. Im Garten. 4. Ein Silhouettenschneider.

Singerissen von so viel Unschuld und Vertrauen, zog der Graf sie gerührt an sich und küßte sie innig, bis sie sich mit einer lebenswürdigen Bewegung losmachte.

Ein leichter Schatten flog über ihr schönes, seelenvolles Gesicht.

„Was haben Sie?“ fragte Wartensleben fast erschreckt.

„Es war unser erster Kuß,“ sagte die Prinzessin sanft und leise, „vielleicht auch unser letzter.“

„Nein, Prinzessin, Gott beschützt die Liebenden.“

„Hoffen wir es, und nun — lebe wohl!“

Sie gab ihm noch einmal die Hand und verschwand dann hinter grünen, schaukelnden Ranken.

Während die Liebenden die rührenden Schwüre zweier jungen, reinen Herzen tauschten, saß die Großherzogin vor dem Marmorkamin ihres Boudoirs im Gespräch mit dem englischen Diplomaten Lord Holland, der unter der Maske eines die Kunstschätze in Florenz bewundernden Reisenden eine wichtige politische Aufgabe zu erfüllen hatte.

„Meine Regierung,“ sagte eben der Lord, „weiß aus den besten Quellen, daß der Kaiser das Testament, das den Erzherzog Franz, den Sohn Curer Hoheit, zum Thronerben einsetzt, zerrissen hat und somit der Herr Großherzog unbedingt die Nachfolge antreten wird.“

„Gut, und weiter?“

„Der Kaiser ist dem Tode nahe; sein Nachfolger wird eine schwierige Aufgabe vorfinden. Vor Allem gilt es, Preußen zu besänftigen, ich komme deshalb auf den alten Vorschlag meines Hofes zurück, eine Heirath zwischen einer österreichischen Prinzessin und einem preußischen Prinzen.“

„Und Sie denken noch immer an die Prinzessin Maria Anna?“

„Ja, kaiserliche Hoheit.“

„Ich werde Alles aufbieten, um diese Verbindung zu Stande zu bringen,“ versetzte die Großherzogin. „Nur lassen Sie mir Zeit, Lord Holland. Die Prinzessin ist sehr selbstständig, ich fürchte einigen Widerstand von ihrer Seite gegen eine Verbindung, die nicht aus Liebe, sondern aus politischen Rücksichten hervorgeht.“

Inzwischen war die Prinzessin in den Saal getreten, in der ihr Vater, die möglichen politischen Wandlungen des nächsten Tages erwägend, saß.

Sie setzte sich auf seine Kniee und schlang die Arme um ihn.

„Was willst Du, kleine Schmeichlerin?“

„Ich will heirathen, Papa.“

„O!“

„Aber ich will nicht verheirathet werden! Ich will nicht irgend einen Prinzen zum Mann, der mich nicht liebt, und den ich nicht liebe. Ueberhaupt keinen Prinzen.“

„Wen denn?“

„Den Grafen Wartensleben.“

„Was fällt Dir ein? Das wäre eine Mesalliance. Niemals!“

„Sage nicht niemals, lieber Vater, es könnte Dich gereuen, denn Du bist gewohnt, Wort zu halten. Ich aber bin Deine Tochter und halte auch Wort.“ Die Prinzessin war aufgesprungen und ging eine Weile erregt auf und ab. Plötzlich warf sie sich dem Großherzog zu Füßen. „Vater!“ rief sie, die Augen voller Thränen, „mache mich nicht unglücklich, opfere Dein Kind nicht!“

Der Großherzog zog sie bewegt an sich und küßte sie. „Beruhige Dich,“ sprach er, „wir wollen sehen, ob wir Deine Mutter gewinnen können. Sie wird sich ohne Zweifel einer solchen Verbindung widersetzen.“

„Du aber, Du willst ein?“

„Ja denn, ja!“ rief Leopold, „wer kann denn Dir für die Dauer widerstehen!“

Am 25. Februar 1790 kam nach Florenz die Nachricht von dem Ableben Kaiser Joseph's II., und man hatte jetzt wichtigere Dinge zu thun, als sich mit dem Roman der schönen Prinzessin zu beschäftigen. Nachdem Großherzog Leopold, nun bald Kaiser Leopold II., in Toskana eine Regentschaft eingesetzt hatte, reiste er am 1. März, nur von einem Adjutanten begleitet, nach Wien ab. Maria Ludovika folgte mit ihren Kindern nach.

Es war eine große, aber gefährliche Erbschaft, die Leopold II. zu Theil wurde. Und doch zeigte sich dieser ebenso weise, als entschiedene Herrscher derselben vollkommen gewachsen. In wenigen Monaten beseitigte er jede Unzufriedenheit in seinen Erblanden, führte den türkischen Krieg zu einem glücklichen Ende und verstand es, alle zwischen Oesterreich und Preußen entstandenen Schwierigkeiten zu beseitigen.

Raum hatte sich der kaiserliche Hof in der Burg zu Wien eingerichtet, so begannen von Neuem die englischen Bemühungen zum Zweck der vollständigen Versöhnung der Häuser Habsburg und Hohenzollern durch eine Heirath. Als Lord Holland wieder einmal während eines Gartenfestes von dem so oft erörterten Plan zu sprechen begann, erwiderte Maria Ludovika: „Wir sind ja vollkommen einig, aber es bedarf noch der Zustimmung der Erzherzogin. Es wäre gefährlich, die Letztere drängen zu wollen. Wir müssen uns gedulden, das ist augenblicklich die beste Politik.“

Ganz anders aber sprach die Kaiserin an demselben Abend zu Leopold II. „Wir müssen uns entscheiden,“ sagte sie, „die Sache läßt sich nicht weiter hinausschieben. Der preußische Hof beginnt empfindlich zu werden.“

„Ich kann das Glück meines Lieblings nicht einer politischen Kombination opfern,“ erwiderte der Kaiser.

„Gut,“ sagte die Kaiserin, „aber wenigstens kann heute von einer Verbindung mit dem Grafen Wartensleben nicht mehr die Rede sein, eine solche Heirath wäre geradezu ein Handschuh, den wir Preußen hinwerfen.“

„Das gebe ich zu.“

„Wir wollen uns also gedulden,“ schloß die Kaiserin, „und das Beste von der Zeit erwarten.“

Somit war die Entscheidung nun wieder hinausgeschoben, und die Kaiserin bot Alles auf, durch feine, unsichtbare Mittel auf die Prinzessin einzuwirken, ihrem Umgang und ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Andererseits wurde Graf Wartensleben zwar ebenso lebenswürdig wie zuvor behandelt, aber es wurde den Liebenden jeder vertrauliche Verkehr, jede noch so kurze Unterhaltung unter vier Augen unmöglich gemacht.

Indessen hatte Preußen dem Kaiser bei den Friedensunterhandlungen mit der Pforte die besten Dienste geleistet, und die Bemühungen des englischen Hofes, die Heirath Maria Anna's mit einem der preußischen Prinzen zu Stande zu bringen, wurden noch dringender. Der Kaiser ergab sich endlich. Mit schwerem Herzen gestand er zu, daß die Vermählung der Kaisers-tochter mit dem Grafen Wartensleben unausführbar sei. Ja, Leopold II. ging noch einen Schritt weiter und sprach sich auch für die preußische Heirath aus, aber blieb darin fest wie zuvor, daß er seine Tochter niemals zwingen werde.

„Ich denke nicht an Gewalt,“ sagte die Kaiserin, „dazu kenne ich den Charakter Maria Anna's zu genau, aber mit Geduld allein ist es auch nicht gethan, wir müssen ihr zu Hilfe kommen.“

„Wie aber?“

„Indem wir es ihr leichter machen, den Grafen zu vergessen.“

An den ersten schönen Herbsttagen zog der kaiserliche Hof nach dem Lustschloß Layenburg, dessen Park ein herrliches Jagdgebiet bildete, und dessen Teich und Sumpf der Kaiserin Gelegenheit zur Reiterbeize boten, welche sie leidenschaftlich liebte.

Eines Tages, als die Prinzessin mit ihrer Hofdame, der jungen Gräfin Balffy, auf einer grünen Wiese nahe dem Schlosse Ball spielte, sagte die treue ergebene Freundin plötzlich zu ihr: „Nehmen Sie sich in Acht, Erzherzogin, man schickt Wartensleben in die Niederlande.“

Maria Anna erwiderte nichts. Um keinen Verdacht zu erregen, spielte sie weiter. Nach einer Weile sagte sie aber leise: „Gräfin, wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“

„Jeden!“

„Gut, ich will Wartensleben sprechen, ehe er abreist.“

Die Gräfin nickte unmerklich mit dem Kopf, und das Spiel nahm seinen Fortgang. Die Oberhofmeisterin, welche aus der Ferne spionierte, hatte nichts Verdächtiges bemerkt.

Am nächsten Morgen, zu einer Zeit, wo noch Alles im Layenburger Schlosse schlief, verließen die Prinzessin und die Gräfin dasselbe, von Niemand bemerkt. Sie verloren sich hinter den prächtigen Baumgruppen und erreichten glücklich den Sumpf mit seinem hohen, säuselnden Schilf. Plötzlich trat Graf Wartensleben aus dem Gebüsch. Die Prinzessin warf sich in der Aufwallung des Augenblicks an seine Brust, und er hielt sie zärtlich umschlungen und küßte sie erst auf die reine Stirne, dann auf den Mund.

„Endlich!“ murmelte Maria Anna, „endlich, nachdem man es uns seit so langer Zeit unmöglich gemacht hat, mehr als Blicke zu wechseln. O, was habe ich gelitten! Und Sie?“

„Sie fragen noch?“ entgegnete der Graf.

„Man wird uns trennen,“ fuhr Maria Anna fort, „aber Niemand wird mich zwingen, jemals einem Anderen zu gehören. Ich lebe und sterbe für Sie und verlobe mich Ihnen für die Ewigkeit.“ Sie zog rasch einen Ring vom Finger und steckte ihm denselben an.

„Auch ich schwöre Ihnen ewige Treue. Man kann uns trennen, aber unsere Herzen bleiben vereint für immer.“

Der Graf kniete vor ihr, und sie neigte sich eben zu ihm nieder, als die Komtesse gelaufen kam, um sie zu warnen.

Ein Zufall hatte die Kaiserin gerade an diesem Morgen auf die Jagd geführt. Die Liebenden zogen sich in das Dickicht zurück und sahen die Monarchin zu Pferde mit einem kleinen Gefolge von Damen und Herren heran kommen. Da riß eine Art verzweifelter Eingebung die Erzherzogin hin, die Brücke zwischen sich und dieser glänzenden Welt, die ihrem Herzensglück im Wege stand, abzubrechen.

She noch Wartensleben verstehen konnte, was sie wollte, hatte sie ihn an der Hand aus dem Dickicht herausgeführt, und in dem Augenblicke, wo die Kaiserin die klugen, gebietenden Augen halb erschreckt und halb zürnend auf das junge, schöne Paar heftete, schlang Maria Anna Angesichts der Herren und Damen des Hofes die Arme leidenschaftlich um den Hals des Geliebten und küßte ihn.

Die Kaiserin ritt heran und fragte stolz und hart in Miene und Ton: „Was hat das zu bedeuten?“

„Ich habe Abschied von meinem Verlobten genommen,“ erwiderte Maria Anna stolz und ruhig, „den Sie in die Niederlande senden, damit er mich vergesse. Aber er wird mich nicht vergessen, ebenfowenig, als ich ihn.“

Die Kaiserin und Maria Anna begleiteten schon wenige Tage nach dem Vorfall im Park zu Laxenburg Leopold II. nach Frankfurt, wo er am 9. Oktober 1790 zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Hier sollte einer der preußischen Prinzen zur Brautjungfer erscheinen, kam jedoch nicht, da man von den Gefinnungen der Prinzessin in Berlin Nachricht erhalten hatte und sich keiner Abweisung aussetzen wollte. Von Frankfurt ging es nach Ungarn, wo die Krönung am 15. November, dem Namenstage des Kaisers, zu Preßburg stattfand. Dann bezog der Hof wieder die Wiener Burg.

Maria Anna nahm in diesem Winter an den Hoffesten nicht Theil, besuchte auch weder das Theater in der Burg, noch die italienische Oper. Wenn sie ihre Gemächer verließ, so war es nur, um in einer der in der Nähe gelegenen Kirchen ihr Gebet zu verrichten.

Eines Abends trat Maria Anna in das Cabinet des Kaisers und kniete neben seinem Stuhle nieder.

„Was führt Dich zu mir?“ fragte Leopold, verlegen mit der Tabaksdose spielend.

„Was hat man mit mir vor?“ fragte Maria Anna. „Ich bitte Dich, mich nicht länger zu quälen. Diese Ungewißheit kann ich nicht mehr ertragen.“

„Die Verhältnisse haben sich geändert,“ erwiderte der Kaiser, „bedenke dies vor Allem, mein Kind.“

„Ist es wirklich unmöglich, daß ich nach meinem Herzen wähle?“ fragte die Prinzessin mit einem Ernst, der den Kaiser erschreckte.

„Leider!“

„Es gibt keinen Ausweg?“

„Keinen.“

„Gut,“ sprach Maria Anna ruhig, aber entschlossen, „ich werde als gute Tochter mein Herz opfern und Wartensleben entsagen, aber ich bleibe unvermählt und werde mich in ein Kloster zurückziehen.“

„Du bist wohl nicht bei Sinnen?“

„Sehr wohl, mein Vater,“ erwiderte die Prinzessin sich erhebend, „versuchen Sie es nicht, mich umzustimmen. Mein Entschluß ist gefaßt seit Monaten. Nichts in der Welt wird mich wandern machen.“

„Ich werde niemals zugeben — —“

„Mein Vater, Du kannst es nicht hindern, daß ich den Schleier nehme, nein, das kannst Du nicht. Eine Freistätte muß die gequälte Seele doch haben, und diese steht der Kaiserstochter ebenso offen, wie dem Bettelkinde. Ich bin entschlossen, ich habe der Welt entsagt.“

Wenige Tage später verließ die Prinzessin, nur von der Komtesse Balffy begleitet, in einer verschlossenen Kutsche die Hofburg. Sie schlug den Weg nach Böhmen ein und zog sich vorläufig in das Kloster der Ursulinerinnen in Prag zurück.

Am 8. September 1791 wurde die Erzherzogin Maria Anna zur Aebtissin des adeligen Damenstiftes auf dem Grabschänke eingesetzt. Mit dieser Würde wurde ihr an Stelle der Aebtissin des unter Joseph II. aufgehobenen St. Georgenstiftes das Recht zu Theil, die Königin von Böhmen zu krönen.

Es war ein rührendes Schauspiel, als die böhmische Krönung wenige Tage später, am 12. September erfolgte, die jugendliche Aebtissin zu sehen, wie sie vor dem Altar der Domkirche die Krone auf das Haupt ihrer Mutter setzte. Welcher Gegensatz in der Erscheinung dieser beiden fürstlichen Frauen! Hier die schöne, jungfräuliche Braut des Himmels, noch an der Schwelle der Kindheit fast, im düsteren Gewande der Demuth und Entfagung, dort die majestätische Frau mit dem Schatz von Juwelen geschmückt, den rothsammetenen Hermelinmantel von der hohen Gestalt herniederfließend.

Maria Anna hatte verlangt, ehe sie sich vollkommen von der Welt abwendete, von dem Grafen Wartensleben Abschied nehmen zu dürfen. Niemand wagte es, sich diesem Wunsche zu widersetzen.

Der Graf war nach Prag zur Krönung geschieden worden. Er sah die Geliebte zum ersten Mal im Dom wieder, wo ihre Augen ihn gleichfalls suchten, aber nicht fanden.

Am nächsten Nachmittage wurde er in das Sprechzimmer des Stiftes eingeführt, wo Maria Anna ihn erwartete. Sie saß in einem Lehnstuhl, die Füße auf einem Kissen. Als er eintrat, wollte sie sich erheben, aber er kam ihr zuvor und sank vor ihr auf die Kniee.

Beide blieben lange Zeit unter heißen Thränen stumm, dann sprach Maria Anna: „Ich habe Wort gehalten.“

„Auch ich,“ erwiderte der Graf, auf das Kreuz auf seiner Brust deutend.

Er hatte gleichfalls der Welt entsagt und war Maltefferitter geworden. Langsam erhob er sich, nahm die Hand, die sie ihm reichte, und blickte ihr lange in's Auge.

„Leb' wohl,“ sprach sie.

„Für immer.“

„Nein, mein Freund,“ flüsterte sie, „diese irdische Pilgerfahrt währt nicht so lange — und dann gibt es noch ein Wiedersehen im Jenseits. Gott schütze Dich!“

Er fand keine Worte mehr, sondern riß sich los und eilte davon.

Die Liebenden hatten sich geopfert. Für wen? Und wozu? —

Schon am 1. März 1792 starb Kaiser Leopold II. mitten unter den Vorbereitungen zum Kampfe gegen die französische Revolution, und die Kaiserin Ludovika, der sein Tod das Herz brach, folgte ihm schon am 15. Mai desselben Jahres.

Während Wartensleben sich in das Feldlager begab und im Kriegsgetümmel zu vergraben suchte, widmete sich die Prinzessin in den Kriegsjahren mit seltener Aufopferung der Pflege der Verwundeten und Kranken.

So befand sie sich denn auch in Mähren während jenes unglücklichen Feldzuges, dessen Schicksal die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz entschied. Sie traf am folgenden Morgen einen verwundeten Offizier von Wartensleben's Regiment und erfuhr, daß dieser schwer verletzt in Gefangenschaft gerathen sei. Sofort war die Prinzessin entschlossen. Sie begab sich, nur von einer barmherzigen Schwester begleitet, mitten durch die österreichischen und russischen Kolonnen, mitten durch das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld in das französische Hauptquartier.

Napoleon selbst eilte, sie zu begrüßen. Die Kunde von ihrem Schicksal war bis zu ihm gedrungen, und er ertheilte alle nöthigen Befehle, um den verwundeten Grafen zu entdecken.

Von einem General geführt, begab sich die Prinzessin selbst in die Dörfer, in deren Hütten die Verwundeten untergebracht waren. Sie fand nach langem Suchen Wartensleben in einer kleinen Mühle, aber in welchem Zustande! Der Wundarzt, den ihr der Kaiser Napoleon zur Verfügung gestellt hatte, untersuchte ihn und erklärte sofort, daß hier jede Hilfe vergebens sei.

Wartensleben wußte es selbst, er klagte keinen Augenblick um ein verlorenes Leben, das hier jetzt schön und ritterlich zu Ende ging für Kaiser und Vaterland, er war nur glücklich, die Geliebte in dieser letzten Stunde wiederzusehen und seine Seele in ihren Armen auszuhängen zu dürfen.

In der Nacht erschien plötzlich Napoleon in der kleinen Stube, in der Wartensleben in Fieberphantasien lag, von glücklichen Bildern der Liebe umgaukelt.

„Ich grüße einen Helden,“ sprach er, den Hut abnehmend, „und eine Heldin.“ Dann

wendete er sich zu seinem Leibarzt und befragte ihn mit den Augen und einer Bewegung des Kopfes.

Der Arzt suchte die Achseln.

Napoleon gab ihm einen Wink und führte die Prinzessin hinaus. Draußen auf dem klammernden Schnee, unter dem Sternenhimmel fragte er den Arzt noch einmal: „Keine Hilfe?“

„Keine,“ erwiderte dieser.

Napoleon stampfte mit dem Fuße auf. Dann ging er, die Hände auf dem Rücken, einige Zeit an der Seite der Prinzessin vor der Hütte auf und ab. „Es gibt nichts Dümmeres,“ sagte er endlich, „als den Tod.“

„Warum?“ erwiderte Maria Anna sanft, „oft ist er unser einziger Arzt, unser bester Freund, der uns Erlösung bringt, wenn es auf Erden keine gibt.“

Nachdem der Kaiser sich verabschiedet hatte, kehrte die Prinzessin zu dem Verwundeten zurück. Gegen Morgen kam ihm das Bewußtsein wieder, und als die Sonne sich über den fernen Wäldern erhob, starb er in den Armen der Geliebten.

Die Prinzessin überlebte ihn nur vier Jahre. Am 1. Oktober 1809 beschloß sie ihr Leben voll Entfagung und werththätiger Menschenliebe. Sie war der gute Engel aller Kranken, Armen, Verfolgten in Prag. Keiner ging ohne Trost, ohne Hilfe von ihrer Schwelle, und als auch für sie die Stunde kam, wo die schwere, irdische Pilgerfahrt ihrem Ende nahte, da umlagerten Tausende händeringend und schluchzend den Grabschänke.

Sie selbst war ruhig und heiter, während um sie herum Alle für ihr Leben beteten und um sie weinten.

„Ich danke Gott,“ sprach sie sanft, „daß er mich abrufte, er hat mich schwer genug geprüft. Nun ist es genug, und ich gehe endlich hinüber, wo mich ein Glück erwartet, das mir auf Erden versagt war. Trauert nicht um mich. Ich scheide gern, vergeßt nur meine Armen nicht.“

Dies waren ihre letzten Worte.

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Friseur der Königin. — Als Marie Antoinette 1770 nach Frankreich kam, war vor ihrer Vermählung schon ihr gesamter Hofstaat ernannt. Als Oberhofmeisterin fungirte die alte mürrische Gräfin v. Noailles, die eine gründliche Kennerin des Ceremoniells und der Etikette war, weshalb sie bei Ludwig XV. in hoher Achtung stand. Bald entstanden Zerwürfnisse zwischen ihr und der jungen heiteren Dauphine, die sich nicht von ihr hofmeistern lassen wollte. Der Dauphin und seine Gemahlin waren ja fast noch Kinder, er sechzehn, sie fünfzehn Jahre alt.

Marie Antoinette war etwas eitel und gefallsüchtig, besonders aber, und mit Recht, stolz auf ihre prachtvollen Haare. Es konnte ihr also gewiß nicht gleichgültig sein, wie sie frisirt wurde. Nun hatte man ihr, gewissermaßen als Erbstück, die beiden Hoffriseurinnen der verstorbenen Königin zugetheilt, zwei brave alte Herren, die aber mit der ewig wechselnden Mode nicht fortgeschritten waren. Die Dauphine ließ sich zuerst von dem Einen frisiren. Als sie sich dann im Spiegel besah, lachte und weinte sie zugleich vor Zorn und zersörte dann höchst eigenhändig das veraltete Kunstwerk des erschrockenen Haarträuslers. Der Zweite wurde in's Toilettezimmer befohlen. Er machte es wohl anders, aber nicht besser. Wieder zersörte Marie Antoinette unwillig die Frisur.

„Man verschaffe mir doch einen geschickteren Friseur!“ rief sie.

Die Oberhofmeisterin, welche dabei war, sagte würdevoll: „Königliche Hoheit erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß diese beiden Friseurinnen laut Befehl Seiner Majestät zu Ihrem neu eingerichteten Hofstaate gehören, wie sie auch schon zu dem der hochseligen Königin gehört haben. Ein anderer Friseur darf nicht das erlauchte Haupt der Frau Dauphine berühren, denn das wäre ganz und gar gegen die Etikette!“

Erzürnt schrie Marie Antoinette: „Ich will aber nicht wie eine alte Vogelscheuche frisiert werden! Diese beiden alten Herren sind ja um zwanzig bis dreißig Jahre in der Mode zurück. Ich verlange einen anderen Friseur!“

Die Gräfin v. Noailles sprach verweisend: „Königliche Hoheit, das kann, das darf durchaus nicht sein!“
„Ha, Madame Stifette, das wollen wir doch einmal sehen, wer von uns in dieser Sache siegreich sein wird!“ murmelte die Dauphine.

Bei ihren jüngeren Hofdamen zog sie Erkundigungen ein und erfuhr, daß ein sehr geschickter, ja wahrhaft genialer Friseur, Namens Leonard, in Paris seine Kunst ausübe. Heimlich ließ sie ihn nach Trianon kommen, wo der junge Mann die prachtvollen langen Haare der Dauphine zu einer so wunder schönen Frisur formte, daß sie einen Schrei des Entzückens ausstieß, als sie sich im Spiegel betrachtete.

Dies wurde aber bald ruckbar und erregte gewaltiges Vergerniß bei den älteren Damen des

Hofes. Die Oberhofmeisterin fiel zuerst beinahe in Ohnmacht vor Schreck und reichte dann, als sie sich wieder erholt hatte, sogleich eine Klage beim König ein. Leonard, ein Haarkünstler, der, wie man wußte, in Paris die berühmtesten Opernsängerinnen und Tänzerinnen frisierte, hatte mit seinen profanen Händen in den Haaren der Dauphine umhergewühlt — das war entsetzlich!

Ludwig XV., der Beschwerde der Gräfin v. Noailles theilweise Gehör gebend, entschied, daß Leonard Hoffriseur der Dauphine werden dürfe, unter der Bedingung jedoch, daß er sein Pariser Geschäft aufgebe. Dazu war dieser aber durchaus nicht geneigt, denn er wurde von den Operndamen sehr hoch bezahlt, und eine Zeitlang schien es, als ob Marie Antoinette unter solchen Umständen ihren Willen nicht würde durchsetzen können. Da kam ihr ein geistreicher Einsfall ihres jugendlichen Schwagers, des Grafen v. Provence, zu Hilfe. Er flüsterte ihr einen Rath zu, den sie sogleich befolgte.

Sie ging zum König und sagte Folgendes: „Sire, ist nach Ihrer Meinung ein Friseur wohl eben so gut ein vernünftiger Mensch als ein Maler?“

„Gewiß!“ versetzte Ludwig XV., ganz erstaunt über die Frage.

„Nun wohl, Sire, da ist also Ihr alter Hofmaler Ludwig Michael Vanloo, der so meisterhaft Ihr Porträt im großen Ordenskostüm gemalt hat, daß Sie, wie mir der Graf v. Provence sagte, damals Kopien des Gemäldes an mehrere befreundete auswärtige Fürsten sandten. Derselbe geniale Künstler aber hat auch die berühmte Operntänzerin Mademoiselle Florence in ganzer Figur und im Ballettkostüm gemalt. Was aber einem Hofmaler gestattet ist, das muß doch einem Hoffriseur erlaubt sein. Also bitte ich, Sire, meine beiden alten unbrauchbaren Friseure zu pensioniren und dafür den geschickten Herrn Leonard zu meinem Hoffriseur zu ernennen, ohne seine sonstige Thätigkeit dadurch einzuschränken!“

Der König war höchlich überrascht durch diese

Humoristisches.



Beruhigung.

Vergnügungsreisender: Ja, wißt Ihr denn auch wohl Bescheid in dem Gebirge?

Führer (der keines Zeichens ein Mehger ist): Ach, lieber Herr, ich hab' schon so manches Stück Vieh über die Berge gebracht!



Ueberboten.

Dame (zu Besuch aus Amerika gekommen): Ich sage Ihnen, mein Lieber, bei uns in Amerika wird viel Werth auf's Essen gelegt — da hat jede Familie ihren Koch.

Herr: O, anständige Frau, bei uns hat sogar jeder Soldat seine Köchin.

gewandte Rede der jugendlichen Prinzessin, gab nun seine Einwilligung und die Gräfin v. Noailles mußte wohl oder übel damit zufrieden sein. [F. L.]

Der Rumesprung. — Wie die stattliche Loire die unscheinbarste, dürste die unscheinbare Rume, ein Zufluß der Leine, die stattlichste Quelle in ganz Europa haben. Dieser sogenannte „Rumesprung“ liegt nördlich von Duderstadt bei dem Dorfe Rumesprünge auf dem Untereichsfelde und stellt einen Teich von 5 bis 15 Meter Tiefe und etwa 35 Meter Länge und Breite dar, in welchem das Wasser stoßweise, aber geräuschlos vom Grunde aufsteigt und auf der Oberfläche eine Welle erzeugt, die sich gleichmäßig nach allen Seiten verläuft, um gleich darauf durch eine neue erjzt zu werden. Die Quelle liefert auf diese Weise täglich durchschnittlich 500 Millionen Liter Wasser. Das Wasser ist von ungemeiner Klarheit, und daher bietet der mit zarten Moosen und Flechten ausgekleidete Quellkessel im Sonnenlichte einen wundervollen Anblick. Er erscheint dann mit einem goldgrünen Teppich ausgeschlagen, der von den aus tausend Oeffnungen hervorrinnenden Wassern wie in sanften Athenzügen auf und ab geschaukelt wird, während die darauf fallenden Sonnenstrahlen ihn gleichsam mit blinkenden Brillanten besäen oder stellenweise in rother, blauer oder grüner Farbe auflodern lassen. Der Rumesprung ist daher nicht bloß die größte, sondern sicher auch eine der schönsten Quellen Europas. [Hsb.]

Schwalben-Räthsel:



Die rechtsstehenden Buchstaben sind nach einer gewissen Ordnung zu einem Doppelworte zu verbinden.

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 14:

Laß nicht die Sorge gänzlich Dich umspinnen, — Erhalte rein und lauter Deine Sinnen.

Buchstaben-Versehnungs-Aufgabe.

Aus je zwei folgenden Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden. So wird aus:

- 1) Hai und Scene eine deutsche Stadt, 2) Murten und Nager eine traurige Periode der deutschen Geschichte, 3) Arles und Wonne eine Stadt in Nordamerika, 4) Tager und Burns eine Stadt in Preußen, 5) Ali und Berg ein männlicher Name, 6) Liler und Kante ein Musikinstrument, 7) Speer und Rhein eine wildwachsende Frühjahrsblume, 8) Elite und Rain ein europäisches Volk, 9) Nähe und Saturn eine Oper von Wagner, 10) Elis und Maler eine französische Handelsstadt, 11) Edda und Heil ein Frauenname, 12) Etich und Fran ein männlicher Name, 13) Thon und Seil eine preussische Provinz, 14) Butter und Laute eine Taubenart, 15) Gjel und Nisch eine preussische Provinz, 16) Molke und Tھےis ein berühmter Feldherr der Athener, 17) Renan und Dach eine Stadt am Rhein, 18) Rubin und Riff ein Klaviervirtuose, 19) Hain und Karat ein Frauenname.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben die Anfangsbuchstaben ein Sprichwort. [G. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösungen von Nr. 14:

der Charade: Blaubart;

des Logogriffs: Datum — Datum — Datum.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Süddeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.